

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

Fabio Volo

*Zeit für mich  
und Zeit für dich*

*Roman*

*Aus dem Italienischen von*

*Peter Klöss*

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2009  
bei Arnoldo Mondadori Editore, Mailand,  
unter dem Titel ›Il tempo che vorrei‹  
Copyright © 2009 by Arnoldo Mondadori  
Editore S. p. A., Mailand  
Das Buch wurde für die deutsche  
Ausgabe in Zusammenarbeit mit dem Autor  
nochmals durchgesehen  
Die vorliegende Übersetzung wurde  
gefördert durch ein Arbeitsstipendium des  
Deutschen Übersetzerfonds e.V.  
Umschlagillustration nach Motiven von fotolia.com  
Copyright © Fotolia 2004–2012

*Für meine Schwester Cristina*

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2013  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
70/12/8/1  
ISBN 978 3 257 86228 7

## *Inhalt*

Prolog	9
Der kaputte Rollladen	14
Sie	xx
Eine schonend beigebrachte Neuigkeit	xx
Ein Kind	xx
Warum ruft ihr nicht an?	xx
Sie (die ein Kind wollte)	xx
Spuren der Wut	xx
Der neue Nachbar	xx
Ganz unten	xx
Sie (kommt zurück)	xx
Allein auf der Welt	xx
Frischer Wind	xx
Sie (die Unausstehliche)	xx
Nicola	xx
Sie (die Unersetzliche)	xx
Mit offenem Visier	xx
Pflanzenpflege	xx
Sie (das erste Mal)	xx
Die längste Reise	xx
Bewährtes Gleichgewicht	xx
Sie (und Satie)	xx
Ein neues Leben	xx

Aber dem war nicht so xx  
Was ich nicht bin xx  
Sie (die schönste Frau der Welt) xx  
Das Licht des Morgens xx  
Auf Zehenspitzen sitzen xx  
Sie (am Keksregal) xx  
Schweigen mit Pausen xx  
Wir xx

»Lo que me gusta de tu cuerpo  
es el sexo.  
Lo que me gusta de tu sexo  
es la boca.  
Lo que me gusta de tu boca  
es la lengua.  
Lo que me gusta de tu lengua  
es la palabra.«

*Julio Cortázar*

»Ich habe die schlimmste Sünde begangen,  
die ein Mensch begehen kann. Ich bin nicht  
glücklich gewesen.«

*Jorge Luis Borges*

## *Der kaputte Rollladen*

Meine Familie war arm. Armut, das ist für mich wie an einem gedeckten Tisch zu sitzen und keine Hände zu haben.

Es war nicht jene telegene Art von Armut, wie sie oft im Fernsehen gezeigt wird: Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben und Hunger leiden. Unsere Armut war anders: Man hat zu essen und ein Dach über dem Kopf, besitzt einen Fernseher, ein Auto. So dass man gerade noch verhehlen kann, dass man arm ist. Eine Armut voller Gegenstände, deren Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist. Wer in dieser Art von Armut lebt, hat zugleich Glück und Pech: Es gibt Leute, denen es bessergeht, und andere, denen es schlechtergeht. Und doch bedeutet diese Armut Scham, Schuldgefühl, ständige Einschränkung, Angst und vor allem Unsicherheit, unterdrückte Wut, ein stets gesenkter Kopf. Man ist nicht so arm, dass man keine Kleider am Leib hätte, aber man fühlt sich in diesen Kleidern nackt, sie verraten einen. Ein Flicker genügt, und jeder weiß, was für einer du bist. Diese Armut hält das Gehirn so besetzt, dass darin kein Platz für anderes bleibt, vor allem nicht für irgendeine Art von Schönheit. Schönheit ist ja nicht funktional, nicht nützlich.

Du lebst ein Leben, das in den Augen der anderen ganz normal aussieht, doch in Wirklichkeit bist du einem anderen Gesetz unterworfen, dem Gesetz der Entbehrungen. Und ganz allmählich lernst du zu lügen. Mal sind es größere, mal kleinere Lügen. Wenn das Telefon gesperrt wurde, sagst du, es sei kaputt, und zum Abendessen kommst du nicht mit, weil du angeblich anderweitig verpflichtet bist oder jemandem dein Auto geliehen hast; dabei hast du in Wahrheit die Versicherung nicht bezahlt oder kein Geld für Benzin.

Du wirst zum Experten in der Kunst des Lügens, und vor allem lernst du, dir zu behelfen, lernst reparieren, ausbessern, kleben und nageln. Da ist der kaputte Rollladen, der heruntersaust wie eine Guillotine und nur oben bleibt, wenn du ein Stück Pappe unter den Riemen klemmst. Da ist die fehlende Fliese im Bad, das Loch unter dem Waschbecken, durch das man die Rohre sehen kann, das Stück Furnier, das von der Ecke des Küchenschrankes abgesplittert ist. Die Schublade, die herausfällt, wenn du sie aufziehen willst. Die Schranktür, die nur schließt, wenn du sie anhebst. Die Steckdosen, die lose runterbaumeln, weil sie jedes Mal, wenn du den Stecker ziehst, mit aus der Wand kommen. Die Tapete, die sich an den Stoßkanten löst. Der feuchte Fleck in der Küche, über dem sich der Anstrich so einladend wölbt, dass du dich zusammenreißen musst, um keine Leiter zu holen, hinaufzuklettern und die Blase zum Platzen zu bringen. Die Stühle, die aus dem Leim gehen und das Sitzen zum Wagnis machen.

Es ist eine Armut, in der Kleber und Tesa die Dinge

zusammenhalten, in der man eine ganze Schublade voller Handwerkszeug braucht, um eine Wirklichkeit zu flicken, die überall bröckelt. Alles ist wackelig und provisorisch und wartet auf bessere Zeiten und hält doch ein Leben lang.

Als ich meinen Vater das erste Mal sagen hörte: »Ich bin ein Versager«, konnte ich nicht wissen, was ein Versager ist. Ich war noch zu klein. Ein paar Männer waren gekommen und hatten Sachen aus der Bar mitgenommen. »Pfändung« war das andere Wort, das ich damals lernte. Von da an stellte ich keine Fragen mehr, wenn Unbekannte in die Bar oder zu uns nach Hause kamen und Sachen mitnahmen. Ich wusste zwar nicht, was genau da vor sich ging, aber ich kapierte es doch. Als Kind lernt man schnell. Deshalb begriff ich auch, dass das Auto meines Vaters dieser Männer wegen auf den Namen meines Großvaters mütterlicherseits lief. So hieß das: »Auf den Namen eines anderen laufen« – ich kannte den Ausdruck nicht, aber ich begriff alles.

Ich wuchs heran und sah, wie mein Vater sich krumm schuftete, um den Problemen gewachsen zu sein. Tag ein, tag aus arbeitete er in der Bar, auch wenn er krank war. Selbst sonntags, wenn geschlossen war, verbrachte er einen Großteil des Tages bei der Arbeit, machte die Bestellungen, schaffte Ordnung, putzte, besserte aus.

Nicht ein einziges Mal bin ich mit meinen Eltern in die Ferien gefahren. Im Sommer wurde ich bei meinen Großeltern mütterlicherseits abgeliefert, die jeweils für ein paar Wochen ein Haus in den Bergen mieteten.

Sonntags kam meine Mutter mich dort besuchen, al-

lein, und überbrachte mir Grüße von meinem Vater. Es gibt kein einziges Foto von uns dreien vor einer Sehenswürdigkeit. Für gemeinsame Ferien war kein Geld da.

Geld... Ich kriegte mit, wie mein Vater es sich bei allen möglichen Leuten borgte. Bei Verwandten, Freunden, Nachbarn. Wie er sich demütigte und gedemütigt wurde. Oft begleitete ich ihn als Kind zu irgendwelchen Freunden, Leuten, die ich nicht kannte. Ich musste dann in der Küche warten, während er mit dem Freund ins Nebenzimmer ging, um etwas »zu regeln«. Wenn die unbekannte Hausfrau, in deren Gesellschaft ich warten musste, mich fragte, ob ich etwas essen oder trinken wollte, sagte ich immer nein. Überhaupt sprach ich nicht viel, ich fühlte mich immer unbehaglich, alle kamen mir vor wie Riesen. Meinem Vater ging es vermutlich genauso.

Alle bat er um Geld, wirklich alle. Selbst mich, als ich noch klein war. Einmal kam er zu mir ins Zimmer – ich hatte Fieber, und es ging mir schlecht, aber ich war trotzdem glücklich, weil meine Mutter gesagt hatte, das Fieber komme daher, dass ich am Wachsen sei.

»Papa, wenn ich wieder gesund bin, bin ich ein ganzes Stück größer, weißt du? Ob ich mal so groß werde wie du?«

»Na klar, sogar noch größer.«

Als er ging, nahm er meine Spardose, ein rotes Nilpferd, mit. Er werde das Geld zur Bank bringen, sagte er, und wenn ich es irgendwann wiederhaben wolle, werde es mehr geworden sein. Damit kriegte er mich rum.

Mit der Zeit kam ich dahinter, was tatsächlich mit dem

Inhalt meiner Spardose passiert war, und ich fühlte mich belogen und betrogen. Ich lernte früh, Erwachsenen nicht zu trauen, und verbarg meine Verletzlichkeit hinter gespielter Stärke. Ich hatte niemanden an meiner Seite, der Stärke ausgestrahlt und mir das Gefühl gegeben hätte, beschützt und in Sicherheit zu sein. Viele Menschen müssen im Lauf ihres Lebens einsehen, dass der übermächtige Vater gar nicht so mächtig ist. Ich wusste das schon als Kind. Auch ich hätte meinen Vater gern für unbesiegbar gehalten, aber diese Illusion zerbrach früh.

Mein Vater schuftete und schuftete. Ich erinnere mich, wie er während der Abendnachrichten am Tisch einschliefl. Sein Kopf sank langsam immer tiefer, bis ihn schließlich ein letzter heftiger Ruck wieder aufweckte, als hätte er einen Schlag in den Nacken bekommen. Das brachte mich zum Lachen. Er blickte dann verstört um sich, versuchte zu verstehen, wo er war, und herauszufinden, ob meine Mutter und ich es mitbekommen hatten. Wenn er merkte, dass ich ihn beobachtet hatte, lächelte er und zwinkerte mir zu. Das machte mich glücklich. Jedes Mal, wenn er mir zuzwinkerte, am besten so, dass meine Mutter es nicht sah, fühlte ich mich ihm nah, fühlte ich mich wie sein Komplize. Es war dann eine Sache zwischen uns Männern. Ich versuchte zurückzuzwinkern, kriegte es aber nicht hin und kniff einfach beide Augen zu. Oder ich legte meinen Finger auf eines. Jedes Mal hoffte ich, dies sei der Beginn einer neuen, innigeren Freundschaft zwischen uns. Dass er von jetzt an öfter mit mir spielen und mich überallhin mitnehmen würde. Ich war so glücklich, dass ich auf

meinem Stuhl mit den Beinen zu strampeln begann, als schwämme ich in diesem Gefühl. Aber die Verbrüderung ging nie über diesen kurzen Augenblick hinaus. Nach dem Essen stand er auf, um noch ein paar Dinge zu erledigen oder wieder an die Arbeit zu gehen. Ich war noch klein und verstand das nicht, dachte nur, dass er mich nicht wollte, nicht den Wunsch hatte, bei mir zu bleiben.

All meine Versuche, seine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, seine Liebe zu gewinnen, schlugen fehl. Bei meiner Mutter war ich da sehr viel erfolgreicher. Sie lachte, wenn ich etwas Lustiges sagte, sie lobte mich, umarmte mich, und ich fühlte mich unendlich stark: Ich hatte es in der Hand, ihre Stimmung zu ändern, ich konnte sie froh machen. Bei meinem Vater funktionierte das nicht. Ich konnte nichts tun, damit er mich liebhatte.

Trotzdem erinnere ich mich auch an schöne Dinge, die er für mich getan hat oder die wir zusammen erlebt haben. Zum Beispiel als meine Mutter für eine kleinere Operation ins Krankenhaus musste und in der Zeit meine Oma zu uns kam, um uns zu helfen. Oma schlief in meinem Zimmer und ich bei meinem Vater im Ehebett. Jeden Morgen, bevor er hinunter in die Bar ging, kochte er mir zum Frühstück Vanillepudding. Ich erinnere mich noch genau daran, wie der Tisch gedeckt war.

Oder an jenen Samstagabend, als er, Mama und ich eine Pizza essen gingen. Es war das erste Mal, dass wir zum Abendessen ausgingen. »Und was machen wir Montag, wenn der Mann vom Wasserwerk kommt und sein Geld will?«, fragte meine Mutter.

»Keine Ahnung, das überlegen wir uns morgen«, antwortete er.

Auf dem Weg zur Pizzeria hob mein Vater mich auf seine Schultern. Ich erinnere mich ganz genau an alles. Zuerst hielt er mich an den Händen fest, dann packte er mich an den Fußgelenken, und ich legte die Hände auf seinen Kopf und krallte mich in seine Haare. Ich kann immer noch seinen Hals zwischen meinen Beinen spüren. Nie war ich größer. Nie schlug mein Herz höher. Ich weiß nicht, was an diesem Abend mit ihm los war, aber plötzlich war er ein richtiger Vater. Er schnitt mir sogar die Pizza klein. Er war nett, lachte über meine Bemerkungen. Auch meine Mutter lachte. An jenem Abend waren wir eine glückliche Familie. Er noch mehr als wir. Vielleicht war der Mann, den ich an diesem Abend sah, mein wirklicher Vater, der Vater, der er ohne all die Probleme gewesen wäre.

Als wir mit dem Auto zurück nach Hause fuhren und ich hinter ihnen zwischen den Sitzen stand, wünschte ich mir, dass dieser Abend niemals zu Ende ginge. Darum sagte ich: »Darf ich noch aufbleiben, wenn wir wieder zu Hause sind?« Aber noch während der Fahrt schlief ich ein.

Am nächsten Morgen war alles wie immer. Es war Sonntag. Meine Mutter werkelt in der Küche, mein Vater räumt in der Bar auf.

»Gehen wir heute Abend wieder Pizza essen?«

»Nein, heute bleiben wir zu Hause.«

## *Sie*

Sie hat mich vor zwei Jahren verlassen, oder gestern Abend, oder gar nicht, ich weiß es nicht. Wenn du nicht mehr mit der Person zusammen bist, mit der du gern zusammen wärst, dann denkst du in den unmöglichsten Momenten an sie und wirst von Erinnerungen und Bildern überschwemmt. Vor allem, wenn die Gegenwart achtlos an dir vorübergeht, ist ein Plätzchen in den Ecken und Winkeln vergangener Tage vorzuziehen. »*I'll trade all my tomorrows for a single yesterday*«, wie Janis Joplin singt: All mein Morgen würde ich gegen ein einziges Gestern eintauschen.

Nicht mehr mit der Frau zusammen zu sein, mit der du gern zusammen wärst, bedeutet, dass du nachts im Dunkeln die Hand ausstreckst und nach ihr suchst. Dass du die ersten Tage morgens aufwachst, auf ihre Seite des Bettes schaust, dir die Augen reibst und hoffst, die Schlaftrunkenheit spiele dir einen Streich. Dass auf dem Herd eine Kaffeepfütze steht, weil du vergessen hast, die Flamme abzustellen. Dass du zweimal Salz ins Nudelwasser gibst. Oder gar keins. Es bedeutet, dass sich Wiederholungen häufen: von Dingen, die du tust, Gedanken, die du denkst. In dem Buch, das du gerade liest, blätterst du immer wieder zurück, weil die Worte

nicht hängenbleiben, und bis du es merkst, hast du schon den Faden verloren. Und bei der DVD, die du dir anschaust, drückst du immer wieder REWIND, weil du die Handlung nicht kapiert hast.

Es bedeutet, dass du mehr zurückschaust als nach vorn. Eine Reise, bei der du nicht am Bug stehst, sondern am Heck.

Nicht mehr mit der Person zusammen zu sein, mit der du gern zusammen wärst, bedeutet, dass niemand da ist, bei dem du dich beim Nachhausekommen über deinen Tag beklagen kannst. Dass der Müllsack tagelang an der Wohnungstür stehen bleibt. Dass das Klopapier im Bad auf dem Boden oder auf dem Heizkörper liegt, aber nie da, wo es hingehört. Dass die Laken nicht mehr duften wie früher. Ich erinnere mich noch an den Geruch ihrer Laken in einer der ersten Nächte, die ich bei ihr verbrachte. In meine Wohnung zog dieser Duft ein, als es unsere gemeinsame Wohnung wurde. Jetzt ist es wieder meine Wohnung, und mit ihr haben auch alle Wohlgerüche meine Wohnung wieder verlassen. Selbst die Stille ist nicht mehr die gleiche, seit sie fort ist. Wir haben oft geschwiegen, das Schöne an unserer Beziehung war ja, dass wir uns beide nicht verpflichtet fühlten, den anderen zu unterhalten. Mit ihr war die Stille schön, rund, weich und freundlich. Jetzt ist sie störend, abweisend und zu lang. Ehrlich gesagt ist sie mir zu laut. Ich mag sie nicht.

Bevor ich sie kennenlernte, hatte ich klare Vorstellungen von meiner Person. Sie hat versucht, mir zu zeigen, dass es falsche Vorstellungen sind, und ich habe lange

gebraucht, um es einzusehen. Zu lang: Als ich endlich so weit war, war sie schon fort.

Sie fehlt mir. Noch nie habe ich jemanden so geliebt wie sie. Jetzt, da ich viele Dinge verstanden habe und ein anderer geworden bin, kann ich mit keiner anderen Frau mehr zusammen sein. Ich rassel nicht mehr in ungewollte Situationen hinein, so wie früher.

Manchmal habe ich seitdem mit anderen Frauen geschlafen, aber nur mit solchen, die keine Spuren in mir hinterlassen. Mit einer lag ich sogar schon nackt im Bett, als mir plötzlich bewusst wurde, dass der Geruch ihrer Haut nicht der war, in den ich immer noch verliebt war. Ich fühlte mich so unwohl, dass ich mich wieder anzog, mich entschuldigte und ging.

Manche Beziehungen halten Jahre, und in dieser Zeit kann man sich manchmal ver- und wieder entlieben. Manche Paare hören auf, sich zu lieben, bleiben aber trotzdem zusammen. Andere beschließen sich zu trennen, brauchen aber Zeit dafür. Erst wollen sie ergründen, ob sie sich wirklich sicher sind, ob es nicht nur eine Krise ist, die vorübergeht. Wenn sie schließlich überzeugt sind, dass es wirklich vorbei ist, müssen sie noch die Art und Weise sowie die Worte finden, die am besten geeignet sind, den Schmerz ein wenig zu lindern. Manche brauchen dazu Monate oder gar Jahre. Einige vergeuden ihr ganzes Leben damit, ohne den Schritt jemals zu tun. Viele können nicht loslassen, weil sie nicht wissen, wohin sie gehen sollen, oder weil sie den Gedanken nicht ertragen, dass sie für den Schmerz des anderen verantwortlich sind – für den tiefen, heftigen Schmerz, den man

empfindet, wenn man sich sehr nahe war, weshalb man ihn lieber Tag für Tag in kleinen Dosen verabreicht.

Und so dauern diese Beziehungen immer weiter fort, selbst wenn derjenige, der verlassen werden soll, das längst weiß. Aber lieber tut er so, als wäre alles in Ordnung. Wenn keiner von beiden in der Lage ist, den Dingen ins Gesicht zu sehen, wird die Situation verfahren. Ihrer beider Unfähigkeit macht sie ohnmächtig. Also lassen sie sich Zeit. Vergeuden Zeit. Schöpfen die Zeit bis zum Letzten aus.

Derjenige, der verlassen werden soll, wird meist zugänglicher, anschmiegsamer, nachgiebiger. Er oder sie versteht nicht, dass er die Situation dadurch nur noch schlimmer macht, denn wer zu allem ja und amen sagt, verliert an Attraktivität. Je länger man das hinnimmt, desto schwächer wird man.

Einige warten aber auch ab und hoffen, dass der andere einen falschen Schritt tut, einen Fehler macht, die kleinste Schwäche zeigt, damit eine Trennung unausweichlich scheint und sie nicht als Unmenschen dastehen.

Es kommt auch vor, dass zwei, die einander nicht mehr lieben und sich nur gegenseitig das Leben schwer machen, trotzdem noch eifersüchtig sind und nur deshalb zusammenbleiben, damit kein anderer ihre Stelle einnehmen kann.

Es gibt viele Gründe dafür, zusammenzubleiben. Vielleicht ist man seit fünf Jahren zusammen, hat sich davon aber nur zwei oder drei oder vier Jahre geliebt. Man kann die Qualität einer Beziehung nicht an ihrer Dauer

messen. Was zählt, ist das Wie. Meine Beziehung zu ihr dauerte drei Jahre, aber für mich fühlt es sich an, als hätte ich sie vier Jahre und mehr geliebt, als wäre meine Liebe weit über die eigentliche Dauer unserer Beziehung hinausgegangen. Bis vor kurzem war ich davon überzeugt, dass ich sie auch in den zwei Jahren, die ich nun ohne sie lebe, weitergeliebt habe.

Doch eines Tages wurde mir schlagartig klar, dass ich sie in Wirklichkeit überhaupt nicht geliebt hatte, aus dem einfachen Grund, weil ich dazu gar nicht in der Lage war. Weil ich schon immer ein sehr distanzierter Mensch war. Ich habe nie wirklich geliebt, sondern lediglich Gefühle nachempfunden, wie ein Schauspieler. Zwar weine ich, wenn ich ins Kino gehe oder wenn ich einen hinkenden Hund sehe, wenn jemand stirbt oder bei Schreckensmeldungen in den Nachrichten. Vielleicht ist das typisch für Leute, die nicht wirklich lieben können.

Meine Liebe war nur gespielt – Theater. Ehrlich gemeint, aber dennoch Theater. Ohne dass es mir bewusst gewesen wäre. Ich gab nicht vor zu lieben, um sie zu täuschen. Ich sagte nicht: »Ich liebe dich«, obwohl ich wusste, dass dem nicht so war. Ich betrog mich selbst genauso, ich glaubte wirklich, dass ich sie liebte.

Sie hatte recht, als sie sagte, ich wüsste nicht, wie man liebt. Dass ich dazu nicht imstande sei. Dass ich Liebe mit Anpassung verwechselte.

»Das ist für dich das höchste der Gefühle. Du passt dich an und denkst, das sei Liebe. Aber du verwechselst da was.«

Sie wollte etwas von mir, das ich ihr nicht geben konnte,

aber ich verstand nicht, was sie meinte. Ich dachte sogar, es liege an ihr, dachte, sie sei irgendwie unsicher oder ängstlich. Von mir selbst dachte ich: Ich bin nicht eifersüchtig, ich verlange nie etwas von ihr, was sie nicht auch will, ich werde nie wütend, lasse ihr alle Freiheiten, und wenn sie ausgeht, frage ich nicht, wo sie war – was kann ich noch tun?

Ich verstand nicht, was sie von mir wollte. Irgendwann ist der Groschen gefallen. Es hat ein wenig gedauert, aber dann war ich so weit. Leider hat meine Begriffsstutzigkeit dazu geführt, dass ich seit einiger Zeit in kalten Laken schlafe.

Ich bin ein anderer geworden, und darum habe ich vor etwa einem Monat begonnen, wieder den Kontakt zu ihr zu suchen. Sie anzurufen. Heute zum Beispiel: »Hallo, ich bin's.«

»Das weiß ich. Ich hab nur abgenommen, um dir zu sagen, dass du nicht mehr anrufen sollst.«

»Aber –«

*Klick.*

Ich habe begriffen, dass ich sie liebe und dass ich bereit bin, zu ihr zurückzukehren. Ihr alles zu geben, was sie will. Darum war es ein Riesenschock, als Nicola mir vor ein paar Tagen sagte, dass es Neuigkeiten über sie gibt.